

Triumph des Herzens

GNADENVERMITTLUNG

PDF - Familie Mariens

2018 (IV)

Nr. 149

Eine große geistige Familie

Als die Kleine hl. Theresia mit 15 Jahren in den Karmel von Lisieux eintrat, ahnte niemand, dass sie einmal weltbekannt und sogar Kirchenlehrerin sein würde. Was hat uns diese junge Ordensfrau heute zu sagen, die sich hinter Klostermauern zurückzog, um in der Verborgenheit ihre Hingabe an Gott für die ganze Menschheit zu leben?

Eines Tages las sie im *Hohenlied der Liebe* die Worte: „Ziehe **mich** an Dich, und **wir** werden zu Dir eilen ...“ Durch diese Worte verstand sie folgende tiefe Wahrheit: Wenn **eine** Seele näher zu Gott findet, nimmt sie **alle**, die ihrem Herzen lieb und teuer sind, zu Gott mit. Theresia schrieb in ihrer Selbstbiographie: „*Ich bitte Jesus, mich in die Flammen Seiner Liebe hineinzuziehen, mich so innig mit Sich zu verbinden, dass Er in mir lebt und wirkt. Und je mehr Er mich zu Sich zieht, desto mehr werden auch die Seelen, die sich der meinen nähern, Ihm naheilen. Gemeinsam werden wir dahineilen, denn liebeentbrannte Seelen können nicht untätig bleiben. Obschon sie nichts zu geben scheinen, geben sie weit mehr als Marta, die sich um so viele Dinge kümmerte. Alle Heiligen haben das begriffen.*“

Wenn wir uns Gott zum Geschenk machen, werden wir auch füreinander zum Geschenk. Schauen wir auf das Beispiel der Gottesmutter: Als sie Gott ihr Jawort gegeben hatte, empfing sie den Göttlichen Sohn und eilte zu Elisabeth. Durch einen einfachen, aber lieberfüllten Gruß beschenkte sie ihre Tante mit ihrer freudigen Glaubenshingabe, von der sich Elisabeth anstecken ließ. Selbst Johannes wurde bei dieser Begegnung im Mutter Schoß geheiligt. Maria, die wir heute als Mittlerin aller Gnade ehren, brachte sowohl Elisabeth als auch dem noch ungeborenen Johannes göttliches Leben. Dabei wurden beide Frauen vom Hl. Geist erfüllt und brachen in einen Lobpreis aus. Noch eindrucksvoller kann man das Gnadenwirken

wohl kaum beschreiben, das sich ereignet, wenn sich ein Mensch Gott ganz hingibt. Und dazu sind wir alle berufen: indem wir uns zuerst Gott schenken, nicht mehr nur **miteinander**, sondern **füreinander** zu leben.

Was im natürlichen Bereich selbstverständlich ist, nämlich dass wir uns einander verdanken und aufeinander angewiesen sind, beginnend bei der Kindheit bis hinein ins hohe Alter, das gilt umso mehr für das Leben der Gnade. Wir werden durch unser Gebet und dank verborgener, aufgeopferter Leiden für andere zum Gnadenmittler. Auf diese Weise wird unser Leben überaus fruchtbar. Dazu dürfen wir uns noch eine weitere tröstliche Wahrheit in Erinnerung rufen. Jeder von uns lebt aus dem Gnadenfluss, der uns von Gott her durch andere Menschen zuströmt, ob wir sie kennen oder nicht. Es ist nicht einmal notwendig, dass sie heute mit uns auf der Erde leben, denn auch die Heiligen vermitteln uns vom Himmel aus Gnade auf unserem Weg zu Gott.

Dies soll uns Mut machen, vor allem wenn es scheint, dass das Böse in der Welt überhandnimmt. Der hl. Papst Johannes Paul II. versichert uns in seiner Autorität als Oberster Hirte: „*In einem wahren Austausch geistlicher Güter kommt die Heiligkeit des einen dem anderen zugute, und zwar mehr, als die Sünde des einen dem anderen schaden kann.*“ Dieser gegenseitige Austausch der Gnade verbindet und vereint uns untereinander auf wunderbare Weise und formt uns zu einer weltumspannenden geistigen Familie!

Die Zeugnisse dieser Ausgabe wollen dazu beitragen, uns dankbar dieser unsichtbaren Wirklichkeit bewusst zu werden: Jeder von uns ist Gnadenempfänger und Gnadenvermittler, und deshalb gehören wir alle zu einer großen Menschheitsfamilie der Kinder Gottes, die füreinander verantwortlich sind.

Die „Lilie von Quito“

Wie heilsam sich die Hingabe einer Seele selbst auf die Schöpfung auswirken kann, zeigt eindrucksvoll das Leben der hl. Mariana von Jesus (1618-1645), die vor 400 Jahren im heutigen Ecuador zur Welt kam.

Ihr Lebensopfer befreite ihre Heimatstadt Quito von der Pest und bewahrte sie vor einem Vulkanausbruch.

1946 ehrte das ecuadorianische Parlament sie dafür sogar als Nationalheldin.

Marianas adelige Familie de Paredes y Flores genoss in Quito hohes Ansehen, denn ihre Eltern waren herzengute, tieffromme Menschen. Nach deren frühem Tod kam die erst fünfjährige Vollwaise in die Familie ihrer verheirateten Schwester Jerónima, wo das Gebet und kleine Verzichte aus Liebe zu Gott bald Marianas Lieblingsbeschäftigung wurden. Als sie mit sechs Jahren bei zwei schweren Unfällen völlig unversehrt blieb, schenkte sie ihr Leben aus purer Dankbarkeit ganz Gott zurück und begann, sich höchst schmerzhaft Bußübungen aufzuerlegen - doch war es letztlich Gott selbst, der sie dazu bewegte und befähigte. Betroffen beobachtete Jerónima die immer heroischere Hingabebereitschaft ihrer kleinen Schwester, bis sie die Siebenjährige endlich zu den Jesuiten führte, die sie vorzeitig zur Hl. Kommunion zuließen. Hingerissen von Jesu Liebe in der Eucharistie, begann für Mariana ein neues Leben: Sie versprach Ihm Jungfräulichkeit, erwählte sich einen Jesuiten zum Seelenführer und wollte nur noch „Mariana von Jesus“ heißen. Kaum zwölfjährig, erhielt sie die Erlaubnis, sogar täglich zu kommunizieren - damals etwas Unerhörtes! Die letzten sieben Jahre ihres Lebens sollte Mariana nur mehr von der Hl. Eucharistie leben. In aller Klarheit erkannte sie damals im Gebet

ihre Berufung: Nicht in einem Kloster, sondern inmitten der Welt sollte sie zurückgezogen nur für Gott leben. So kehrte das Mädchen in sein Elternhaus zurück und führte dort fortan ein äußerst strenges Bußleben. Mariana nähte sich ein grobes schwarzes Kleid, auf dessen Brust sie das „IHS“ stickte, und verkündete glücklich: „*Ich bin ganz Jesuitin!*“

Trotz des harten Opferlebens strahlte die Heilige friedvolle Heiterkeit aus, plauderte in freien Stunden gerne im Kreis ihrer Familie und sang zu ihrer Laute. Auch in Quito war sie bald überaus geschätzt. Viel Zeit widmete Mariana den Hilfsbedürftigen.

„*Wäre es möglich, das Leben für die Nöte der Armen hinzugeben, würde ich es tun*“, bekannte sie und sammelte mit ebenso viel mütterlicher Liebe auch die Kinder der Stadt um sich, um sie im Glauben zu unterrichten. Und nicht zuletzt führte sie durch die Macht ihrer inspirierten Worte und durch ihr leuchtendes Beispiel manchen Sünder zur Bekehrung und trug so zur geistlichen Erneuerung ihres Volkes bei; stand die unschuldige Büßerin doch für ihre schuldbeladenen Landsleute als fürbittende und sühnende Anwältin vor Gott und erlebte ihnen wahre Wunder.

Stärker als Pest und Vulkan

Im Februar 1645 brach in Quito die Pest aus, die in nur sechs Wochen 12 000 Menschen, rund ein Viertel der Stadtbevölkerung, hinwegraffte. Im März häuften sich dann Erdstöße als Vorboten eines bevorstehenden schweren Erdbebens, und man befürchtete sehr, der aktive Vulkan Pichincha, an dessen Fuß die Hauptstadt lag, werde dadurch ausbrechen; der Schrecken, dass kurz zuvor die nahe Andenstadt Riobamba durch Vulkanausbruch und Erdbeben zerstört worden war, saß noch tief. Immerhin erschütterte die nahende Gefahr auch die Herzen der Bürger von Quito: Bußprediger riefen in den überfüllten Kirchen der Stadt zu Umkehr und Bittprozessionen auf. Am vierten Fastensonntag, dem 26. März 1645, bot P. Alonso de Rojas, einer von Marianas Beichtvätern, in der Jesuitenkirche während einer feurigen Predigt Gott sein Leben an, damit die Stadt von der Pest befreit und vor dem Erdbeben bewahrt bliebe. Da wurde die inzwischen 26-Jährige zutiefst ergriffen und bot sich anstelle des Priesters an. Laut erklärte Mariana vor allen Anwesenden: „*Mein Gott, ich opfere Dir mein Leben für mein Volk!*“ Und innerlich fügte sie hinzu: „*Da der Herr aus freiem Willen Sein Leben hingab, um den Seelen Leben zu schenken, opfere ich nun Dir, meinem Gott, ohne Vorbehalt mein Leben, um meinen Bräutigam nachzuahmen*

und meinen Nächsten zu lieben, wie Christus ihn liebte, damit Dein Schmerz über Quito sich legt. Befreie meine Landsleute und innig geliebten Brüder von der Geißel, die Du mittels der Pest und der drohenden Zerstörung durch die Erdbeben zugelassen hast. Ich weiß, wie gering der Wert meines Opfers ist, doch durch mein Verlangen ersetze, was diesem fehlt. Die Geißel möge über mich kommen, die Strafe mich treffen, damit meine Heimat nicht zugrunde geht und seine Bewohner Deine Gerechtigkeit nicht spüren müssen.“ Noch am selben Tag erkrankte Mariana schwer. Sie bekam hohes Fieber, Schmerzen am ganzen Leib und litt unter Atemnot. Die Erde aber beruhigte sich! Wie sehr freute sich Mariana, dass Gott ihr Opfer angenommen hatte. Je mehr sich ihr Zustand verschlechterte, desto weniger wütete auch die Pest in Quito, bis es nach drei Wochen erstmals keinen Pesttoten mehr gab! Am 26. Mai 1645, exakt zwei Monate nachdem sie Gott ihr Leben angeboten hatte, nahm der Herr Mariana sanft zu Sich. Ihr heiligmäßiger Seelenführer konnte den Anwesenden versichern: „*Weint nicht über den Tod dieser heiligen Jungfrau. Sie ist geradewegs zum Himmel aufgestiegen und hat so viele Verdienste gesammelt, dass auch für uns Arme hier unten vieles übrigbleibt.*“

Gnadenströme unter Heiligen

Eindrucksvoll ist die tiefe Verbundenheit, die Mariana mit einigen Heiligen lebte: Obwohl sie den *hl. Ignatius von Loyola* als ihren geistigen Vater und sich selbst als Jesuitin bezeichnete, ehrte sie die große *hl. Dominikaner-Terziarin Katharina von Siena* als ihre geistige Mutter. Einzigartig darf man Marianas Einheit mit der *hl. Rosa von Lima* nennen, ebenfalls Dominikaner-Terziarin: Diese hatte in ihrem Elternhaus in Peru ein ähnlich strenges Bûßerleben

geführt und war 31-jährig ein Jahr vor Marianas Geburt gestorben, so als ob Mariana deren Berufung nun im 1300 km entfernten Quito fortführen sollte. Einmal erwirkte Mariana auf die Fürsprache der *hl. Rosa* sogar eine Toterweckung: Auf ihre inständigen Bitten und unter Auflegung getrockneter Rosenblätter der *hl. Rosa* aus Lima kam nämlich eine von ihrem Mann erdrosselte Indiofrau wieder zum Leben. Als Ausdruck dieser Einheit malte Hernando de

la Cruz, der künstlerisch begabte Jesuitenbruder und Seelenführer Marianas, bewusst ein Portrait der „Rose von Lima“ mit einer Lilie in der Hand und ein Portrait der „Lilie von Quito“ mit einem Kranz von Rosen auf dem Haupt.

*I*n der Jesuitenkirche hatte Mariana als Kind einmal von den japanischen Märtyrern Paul Miki und seinen Gefährten gehört. Dadurch in missionarischem Eifer entflammt, wollte auch sie aufbrechen und den Indios im peruanischen Marañón-Gebiet unbedingt das Evangelium bringen, denn voll Mitleid war ihr bewusst: „*Sie wissen nicht einmal, dass Jesus existiert!*“

*B*eeindruckend ist, was der Historiker Chantre y Herrera 100 Jahre später über die Jesuiten-Mission in eben diesem Gebiet Perus schrieb: „*Ich bin überzeugt, dass dank der Gebete der*

Büßerin Mariana die Gesellschaft Jesu ihre glücklichen Ergebnisse in den ungläubigen Gegenden erzielen konnte, insbesondere den guten Ausgang der Versuche, in die Region des Marañón vorzudringen.“ Es ist, als habe Marianas Verzicht auf die Mission der erfolgreichen Jesuiten-Expedition den Weg geebnet!

In späteren Jahren erfuhr Mariana durch die Jesuiten von der schweren Verfolgung in Japan, die zu ihren Lebzeiten fort dauerte. Sie sehnte sich danach, an den Leiden der Märtyrer dort teilhaben zu dürfen, und tatsächlich wirkte es Gott, dass Mariana drei Monate lang am ganzen Leib schreckliche Schmerzen litt, über die sie einer Freundin anvertraute: „*Die überaus heftigen Schmerzen entsprachen ganz genau den Qualen der japanischen Märtyrer.*“ Wie vielen von ihnen mag sie wohl durch ihr Mitleiden Trost und Stärkung vermittelt haben!

Quelle: siehe S. 34

Oft hatte Mariana zur Gottesmutter gebetet:

*„Barmherzigste Herrin,
ich bitte dich flehentlich um jene Gesinnung,
mit der du dich als Magd des Herrn
geopfert hast.“*

Papst Pius IX. verlieh Mariana bei ihrer Seligsprechung 1853 jenen schönen Beinamen, den sie in ihrem Volk längst trug: die „Lilie von Quito“. Er bezieht sich auf ein vielfach bezeugtes Wunder, das sich unmittelbar nach Marianas Tod im Garten ihres Hauses ereignete: Aus der Grube, in die man während ihrer Krankheit das Blut zahlreicher Aderlässe ausgegossen hatte, war über Nacht eine Lilie mit drei Kelchen hervorgewachsen.

Der Leib der hl. Mariana ruht heute unter dem Hauptaltar der Jesuitenkirche von Quito, die als eines der schönsten Gotteshäuser Lateinamerikas gilt.

Ein Kind rettet seine Mutter

In unseren Missionen dürfen wir nicht selten Zeugen sein, wie Kinder zu Gnadenmittlern für ihre Eltern werden. Was sie im Katechismus oder beim Erstkommunionunterricht lernen, erzählen sie zu Hause, und so manches Mal entzündeten sie mit ihrem kindlichen Eifer den glimmenden Docht des Glaubens im Herzen ihrer Mütter und Väter. Ein beeindruckendes Beispiel ist die sel. Laura Vicuña (1891-1904), die die Bekehrung ihrer Mutter von Gott erflehte.

Als José Domingo, ein angesehener Offizier aus Chile, im Jahr 1897 ganz plötzlich verstarb, ließ er seine Frau Mercedes mit der sechsjährigen Laura und deren dreijähriger Schwester Julia Amanda allein zurück. Die junge Witwe bemühte sich inmitten der allgemeinen Armut des Landes, als Schneiderin den Lebensunterhalt für die Familie zu erwirtschaften. In der Hoffnung auf ein besseres Leben entschloss sie sich im Sommer 1899, mit ihren zwei Töchtern nach Argentinien auszuwandern. Manuél Mora, ein Großgrundbesitzer, nahm sie zu sich. Aber leider entpuppte sich der freundliche Gaucho bald schon als brutaler und grausamer Feudalherr, der Mercedes für seine Leidenschaften ausnutzte. Den Mädchen ging es gut, sie bekamen genug zu essen und schöne Kleidung. Als die junge Mutter jedoch mit ansehen musste, wie Manuél seine Launen auslebte, war sie zunehmend um ihre Kinder besorgt und brachte sie schließlich zu den Don-Bosco-Schwestern nach Junín de los Andes ins Internat. Die neunjährige Laura, ein liebenswürdiges und gütiges Mädchen, war dank ihres ruhigen Wesens bei allen beliebt. Sehr aufnahmefähig, lernte sie gerne, vor allem das Beten, und bereitete sich mit großer Sehnsucht auf die Hl. Erstkommunion vor. Als eine Schwester im Katechismus den Kindern erklärte, dass jene, die ohne das Sakrament der Ehe zusammenleben, sich in schwerer Sünde befänden, wurde Laura vor Schreck und Schmerz ohnmächtig. Wie sehr hoffte sie von nun an, ihre Mutter werde Manuél heiraten, um wieder die Sakramente empfangen zu können. Vergebens!

Auch wenn die Mädchen bei der guten Erziehung im Internat sichtlich aufblühten, waren die Wintermonate hart für sie. Es war kalt und feucht, die Nahrung karg. Umso mehr freuten sie sich auf die Sommerferien auf dem Land, wo es ihnen an nichts mangelte. Aber dieses Mal sollten es für Laura schmerzvolle Wochen werden. Obwohl sie erst elf Jahre alt war, entbrannte Manuél im Verlangen nach dem hübschen Mädchen. Zwar gelang es Laura, ihm zu widerstehen und sich zu befreien, doch ließ Manuél, durch diesen „Misserfolg“ gedemütigt, nun seinen Zorn in betrunkenem Zustand an Lauras Mutter aus, die die brutale Szene hilflos durch das Fenster beobachtet hatte. Er schickte Mercedes in die Kälte hinaus, band sie an einen Pfahl und peitschte sie aus. *„Die Situation der Mutter machte Laura das Leben schwer“*, bezeugte der Beichtvater der künftigen Seligen. *„Sie litt bis in die Tiefen des Herzens ... Und eines Tages entschied sie sich, ihr Leben aufzuopfern und gern den Tod anzunehmen, wenn dafür die Mutter gerettet würde. Sie erbat meine Zustimmung.“* Nach anfänglichem Zögern und tagelangem Gebet erkannte der Beichtvater in Gott, dass er seine Zustimmung zu dieser Lebenshingabe geben dürfe.

Bei einem schweren Unwetter im Juli 1903 holte sich Laura einen starken, hartnäckigen Husten, den sie nicht mehr loswurde. Im Januar 1904 verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand so sehr, dass sie das Internat verlassen musste. Um

ihre Tochter zu pflegen, zog die Mutter in ein armseliges Haus neben dem Kloster. Manuél wollte die beiden unbedingt in sein Landhaus zurückholen, aber Laura weigerte sich entschieden und bezahlte dafür mit Schlägen bis aufs Blut. Nun waren ihre Kräfte endgültig aufgezehrt.

*A*m 22. Januar 1904 beichtete sie das letzte Mal, empfing die Krankensalbung und die Hl. Kommunion und erneuerte ihre Lebenshingabe für die Bekehrung ihrer Mutter. Gegen 17 Uhr ließ sie in Gegenwart des Beichtvaters ihre Mutter kommen und offenbarte ihr erstmals ihr

Geheimnis: „*Es ist nun fast zwei Jahre her, dass ich Jesus mein Leben angeboten habe, damit Er dir die Gnade der Umkehr schenkt. Ach, Mama, versprichst du mir ...?*“ Mercedes war zutiefst getroffen. Für sie also litt ihre Tochter all diese Qualen. Sie hielt ihre Hand und stammelte: „*Ich verspreche es, ich schwöre es dir.*“ Gegen 18 Uhr starb Laura mit knapp 13 Jahren, glücklich, dass sie die Frucht ihres Lebensopfers noch sehen durfte. Mercedes beichtete am folgenden Tag, kommunizierte in der Gegenwart ihrer aufgebahrten Tochter und verließ Manuél für immer.

Hauptquelle: Teresio Bosco, Zeichen der Liebe Gottes, München 2000

„In meinem Leben hat Gott alles getan“

*I*n seinem autobiographischen Interviewbuch „Gott oder nichts“ erzählt Kardinal Sarah, der Präfekt der „Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung“ ergreifend, wie Jesus aus ihm, der in einem der kleinsten Dörfer Guineas, in Ourous, aufgewachsen ist, einen Christen formen konnte, den er dann zum Priester, Bischof und sogar Kardinal berufen hat. Um ihm diese Gnaden zu vermitteln, bediente sich der Herr gottliebender Menschen: „*Zweifellos ist meine Kindheit sehr glücklich gewesen. Ich bin im Frieden und in der unschuldigen Natürlichkeit eines kleinen Dorfes aufgewachsen, in dessen Zentrum sich die Mission der Spiritaner befand.*“ 1912 waren die ersten drei Missionare Joseph Orcel, Antoine Reeb und Firmin Montels in das abgelegene afrikanische Dorf gekommen, dessen Einwohner an einen Schöpfergott namens Ounou glaubten und Begräbnis- und Initiationsriten zelebrierten, ohne

je von Jesus gehört zu haben. Der damalige Häuptling hatte die Missionare herzlich aufgenommen und ihnen großzügig Land zur Verfügung gestellt. Bereits nach einem halben Jahr starb P. Montels an Erschöpfung und wurde somit zum „Eckstein“ der Mission. „*Diese Männer Gottes hatten große Opfer auf sich genommen und mit einer unermesslichen Großmut viele Entbehrungen ertragen, ohne sich jemals zu beklagen.*“ Die Früchte ihrer Hingabe sind unübersehbar. Heute ist das ganze Dorf mit seinen tausend Einwohnern christlich, und die Pfarrei brachte die größte Anzahl an Berufungen in Guinea hervor. Roberts Vater wurde dank der Missionare am 13. April 1947, zwei Jahre nach der Geburt seines Sohnes, getauft und besiegelte noch am selben Tag vor Gott den Ehebund mit Claire Nemelo. Kurz nach seinem Vater empfing auch der zweijährige Robert von den Missionaren die Taufe, später die Firmung und sogar die Priesterweihe.

„Meinen Eintritt in die Familie Christi verdanke ich ganz und gar der außergewöhnlichen Hingabe der Spiritanerpatres. Mein ganzes Leben lang werde ich eine unermessliche Bewunderung für diese Männer haben, die Frankreich, ihre Familie und ihre Kontakte aufgegeben haben, um die Liebe Gottes bis ans Ende der Welt zu bringen ... Jeden Abend versammelten die Patres uns Kinder neben einem großen Kreuz, das im Hof der Mission aufgestellt war, um das Herz und das Zentrum des Dorfes zu symbolisieren; wir konnten es schon von weitem sehen: Es war die Orientierung für unser ganzes Leben! Um dieses Kreuz herum vollzog sich unsere akademische und geistliche Erziehung. Sie erzählten uns von der Bibel oder der Kirchengeschichte. Wir Kinder stellten viele Fragen, und die Spiritaner schilderten ihre Missionen in anderen Ländern. In der Abenddämmerung sangen wir die Abendgebete; dann segneten sie uns, und wir gingen wieder in unsere Hütten zurück. Sie denken vielleicht, dass ich eine idyllische Welt beschreibe, dennoch war das die Realität.“

Nicht nur als Ministrant ging Robert in die Kirche, sondern auch während der Gebetszeiten der

Missionare. *„Wie viele Male bin ich zutiefst ergriffen worden von der Stille, die während des Gebetes der Patres in der Kirche herrschte! Ich fragte mich, was sie taten, da sie nichts sagten. Doch sie schienen zu lauschen. Ich war fasziniert von der Atmosphäre des Friedens.“* Was die Missionare dem kleinen Robert durch ihr Vorbild geschenkt haben, das durfte er viele Jahre später weitergeben, als er nach dem schweren Erdbeben 2011 im Namen von Papst Benedikt XVI. Japan bereiste. Erschüttert angesichts der leidgeprüften Bevölkerung, die mehr noch als materielle Hilfe Hoffnung brauchte, um voranzugehen, betete Kardinal Sarah lange öffentlich in der Stille, denn er war sich bewusst, dass hier nur Gott selbst helfen konnte. Zwei Monate später erhielt er von einer jungen Buddhistin einen Brief, in dem sie schrieb: *„... Nach dem schrecklichen Tsunami, bei dem ich fast alles verloren habe, wollte ich mir das Leben nehmen. Doch als ich Sie für die Überlebenden und für die Toten beten sah, fand ich den Frieden und die Ausgeglichenheit wieder. Dank Ihnen weiß ich nun, dass uns trotz dieser Katastrophe jemand liebt, dass er an meiner Seite lebt und unsere Leiden teilt. Dieser Jemand ist Gott.“*

Priester - Bischof - Kardinal

*F*iner der Missionare, P. Braquemond, war es auch, der den elfjährigen Robert fragte, ob er nicht wie er Priester werden wolle. Voller Freude und unbefangen stimmte der Junge zu. Doch als er seinen Eltern von diesem Zukunftsplan erzählte, belächelten sie ihn nur, denn niemand aus dem Dorf konnte sich damals einen Schwarzen als Priester vorstellen. Erst als der Pater selbst mit ihnen darüber sprach, willigten sie ein, ihren einzigen Sohn zur Ausbildung ins Seminar an der Elfenbeinküste zu schicken. Das war nicht nur für die Eltern, sondern vor allem für Robert, der noch nie sein kleines Dorf verlassen hatte, ein riesiger Schritt.

Während seiner Ausbildung wurde er durch das Vorbild, die menschlichen Qualitäten und das intensive innere Leben mehrerer Priester geprägt. *„Ein Seminarist ist zuallererst das Werk der Priester, die ihn begleiten. Ich hatte das Glück, auf geistliche Väter hohen Niveaus zählen zu können, die einen großen Akzent auf die Bedeutung des inneren Lebens legten.“* Dank dieser Formung konnte Robert im Laufe seines Lebens die beträchtlichen Herausforderungen und Schwierigkeiten meistern und wurde dabei selbst zum Vorbild und Gnadenmittler für viele.

Nach seiner Priesterweihe studierte Robert in Rom, wo ihn die Erfahrung von Weltkirche bereicherte. In sein Heimatland zurückgekehrt, wurde ihm eine Pfarrei anvertraut, doch schon bald bemerkte er, dass jeder seiner Schritte von den Kommunisten überwacht wurde. Sein Bischof, Msgr. Tchidimbo, befand sich wegen seines mutigen Bekenntnisses zu Christus bereits in Gefangenschaft. Damit endlich seine Freilassung und Ausreise erwirkt werden konnte, brauchte es einen Nachfolger. Papst Paul VI. entschied sich für den nicht einmal 33-jährigen Robert. Es war ein sehr schweres Erbe, das dieser junge Bischof antrat. *„Nach Hunderten von Stunden des Gebetes bin ich zu dem Schluss gelangt, dass das Schlimmste, das mir passieren konnte, der Tod war. Was könnte man Besseres erhoffen als einen Tod für Gott und die Verteidigung der Wahrheit, für die Würde der menschlichen Person und der Gewissensfreiheit! Ich musste also reden, auch wenn meine Existenz damit auf dem Spiel stand.“* Der Diktator Sékou Touré ließ jedes Wort des neuen Erzbischofs kontrollieren. Eines vor allem konnte er ihm nicht verzeihen, nämlich dass Msgr. Sarah öffentlich verkündete: *„Die Macht ruiniert jene, die nicht die Weisheit haben, sie zu teilen!“* Deshalb plante Sékou Touré die Verhaftung und Ermordung des erst 39-jährigen Erzbischofs für den April 1984. Aber Gott ist Herr

der Zeit: Überraschend starb der Diktator am 26. März 1984!

*D*och der Widerstand gegen die kommunistische Macht ging weiter. Hinzu kamen innere Kämpfe, die den jungen Bischof quälten, *„indem sie mir immer deutlicher meine objektive Unfähigkeit zeigten, die Kirche von Conakry zu leiten“*. Er zog sich jeden Monat drei Tage in die Stille zurück und fastete ohne Nahrung und ohne Wasser. *„Die Eucharistie war mein einziges Lebensmittel und mein einziger Begleiter. Dieses Leben der Einsamkeit und des Gebetes erlaubte mir, neue Kraft zu schöpfen und erneut in den Kampf aufzubrechen.“* Gestärkt ging er aus der Prüfung hervor und wurde für sein Volk zu einem noch feurigeren Zeugen für die Wahrheit des Evangeliums.

Umso schwerer war der Abschied, als Papst Johannes Paul II. im Jahr 2001 den Erzbischof nach Rom berief. Auch hier wurde Robert Sarah, dem 2010 zu Recht die Kardinalswürde erteilt wurde, für Unzählige ein Leuchtturm und Hirte, durch die Treue zur Wahrheit, wie es ihn seine geistlichen Vorbilder gelehrt hatten: *„Auch wenn ich aufgrund meines Amtes Privilegien unterliege, bemühe ich mich durch tiefes inneres Gebet, mit Gott vereint zu bleiben. Wenn wir alles zu Gott tragen, kommt die Demut von selbst. In meinem Leben hat Gott alles getan; von meiner Seite aus wollte ich nichts anderes als beten.“*

Quelle: Robert Kardinal Sarah, Gott oder nichts, fe-medienverlag 2015

„Während meiner Kindheit lebten wir in runden, aus Ziegelsteinen errichteten und mit einem Lehmstrohdach bedeckten einräumigen Hütten. Es war ein einfaches Leben ohne Zwischenfälle, demütig und vertrauensvoll, ein Leben in der Gemeinschaft, bei dem jeder auf die Bedürfnisse des anderen achtete. Ich habe meine Eltern nie mit irgendjemandem in einem Konflikt gesehen.“

„Ich bin sicher, dass das Rot meiner Kardinalswürde tatsächlich der Widerschein des Blutes des Leidens der Missionare ist, die bis ans Ende Afrikas kamen, um in meinem Dorf das Evangelium zu verkünden.“

Die Heiligen, unsere besten Freunde

*Im Glaubensbekenntnis beten wir: „Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen.“
Haben wir einmal darüber nachgedacht, was das bedeutet?*

*Der Glaube an die Gemeinschaft der Heiligen, die im Himmel sind,
sichert uns ihre Fürbitte und ihre Unterstützung zu. Diese Wirklichkeit,
die außergewöhnliche Nähe und Hilfe einer Heiligen, durfte der Franziskanerpater
Abuna Nirwan aus dem Irak erfahren und legt dafür vor aller Welt Zeugnis ab.*

Als Abuna Nirwan, was „Pater Nirwan“ bedeutet, 2004 als Franziskaner ins Heilige Land gesandt wurde, schenkten ihm die „Schwestern des heiligen Rosenkranzes“ eine Reliquie und einen Rosenkranz ihrer Gründerin, der hl. Maria Alfonsina Ghattas, von der wir Euch im Triumph des Herzens Nr. 106 ausführlich berichtet haben. Abuna Nirwan schätzte diese beiden Kostbarkeiten hoch und trug sie von nun an stets bei sich. Immer wieder verehrte er die Reliquien und gedachte der damals noch nicht heiliggesprochenen Schwester im Himmel. Am 14. Juli 2007 wollte Abuna Nirwan, der mittlerweile schon drei Jahre im Heiligen Land wirkte, seine Familie im Irak besuchen. Er berichtet selbst, was er damals erlebte:

„Es war mir als Iraker verboten, mit dem Flugzeug auszureisen, deshalb hatte ich nur die Möglichkeit, mit dem Auto zu fahren. Ich wollte über Bagdad nach Mossul, wo meine Eltern lebten. So nahm ich ein Taxi, doch der Chauffeur gab mir gleich zu verstehen, dass er aufgrund der politischen Lage, die im Irak herrschte, ungern dorthin fuhr und ziemlich verängstigt war. Eine muslimische Familie - Vater und Mutter mit einem zweijährigen Mädchen - hatten gefragt, ob sie mitfahren könnten. Da ich keinen Einwand hatte, nahm der Taxifahrer sie mit - er selbst war Christ. Als wir an einer Tankstelle anhielten, fragte

ein anderer junger Moslem, ob auch er nach Mossul mitfahren könne. Weil noch Platz war, nahmen wir ihn ebenfalls mit.

Der Grenzübergang von Jordanien in den Irak war bis zum Sonnenaufgang geschlossen. Als der Schlagbaum aufging, setzten sich die 50 oder 60 Fahrzeuge, die in einer langen Schlange gewartet hatten, langsam in Bewegung. Nach mehr als einer Stunde gelangten wir an einen Kontrollpunkt; wir legten unsere Reisepässe bereit und hielten an. Der Taxifahrer äußerte sein Misstrauen: *„Ich habe Angst vor dieser Gruppe.“* Früher war an dieser Stelle ein Kontrollposten der irakischen Armee gewesen, doch wie sich später herausstellte, hatte eine islamische Terrormiliz die Soldaten getötet und die Kontrolle an diesem Posten übernommen.

Als wir beim Checkpoint an die Reihe kamen, wurden unsere Pässe kontrolliert, während wir im Auto blieben. Dann gingen die Kontrolleure mit den Pässen weg. Einer von ihnen kam zurück und sagte zu mir: *„Pater, wir müssen noch etwas überprüfen. Gehen Sie bitte zum Büro in dem Haus dort, wo die Wüste beginnt.“* - *„Nun gut“*, erwiderte ich, *„wenn wir da hin müssen, dann gehen wir.“* Wir marschierten dann alle eine gute Viertelstunde zu Fuß, bis wir zu einer Baracke kamen, zu der man uns gewiesen hatte.

Dort angekommen, traten zwei Männer mit verhüllten Gesichtern heraus. Einer hatte eine Videokamera in einer Hand und ein Messer in der anderen. Der andere hatte einen Bart und hielt einen Koran in der Hand. Sie gingen auf uns zu, und einer fragte mich: *„Pater, woher kommen Sie?“* - *„Aus Jordanien“*, antwortete ich. Die gleiche Frage stellte er auch dem Chauffeur. Dann drehte er sich zu dem jungen Mann, der mit uns reiste, packte ihn von hinten und erstach ihn mit dem Messer. Wir hatten erstarrt zugehört, alles war blitzschnell gegangen. Sie fesselten mir die Hände und sagten zu mir: *„Abuna, wir zeichnen alles für Al Jazeera (arabischer Nachrichtensender) auf. Wollen Sie etwas sagen? Aber nicht länger als eine Minute.“* Ich entgegnete: *„Nein, ich möchte nur beten.“* Sie gewährten mir eine Minute zum Gebet. Dann drückte mich der Mann an der Schulter auf die Knie zu Boden und sagte dabei: *„Du bist ein Priester. Es ist verboten, dass dein Blut auf die Erde fällt, das wäre ein Sakrileg.“* Deshalb holte er einen Eimer und kam wieder, um mir die Kehle durchzuschneiden. Ich weiß nicht mehr, was ich in diesem Augenblick gebetet habe. Das Einzige, woran ich mich erinnern kann, ist, dass ich große Angst hatte. Da erinnerte ich mich an die Reliquie, die ich bei mir trug, und sagte zu Maria Alfonsina: *„Wenn es notwendig ist, dass der Herr mich so jung zu Sich nimmt, bin ich bereit. Aber wenn nicht, dann bitte ich dich, dass niemand mehr umgebracht wird.“*

Der Dschihadist packte meinen Kopf, drückte kräftig auf meine Schultern und erhob die andere Hand mit dem Messer, um zuzustechen. Aber

es geschah nichts. Stille! Plötzlich rief er: *„Wer bist du?“* Ich antwortete: *„Ein Ordensbruder.“* - *„Warum kann ich meinen Arm nicht mehr bewegen? Wer bist du, was machst du mit mir?“* Er verlor die Geduld, und ohne dass ich ein zweites Mal antworten konnte, rief er: *„Abuna, du und die anderen da, verschwindet, geht sofort zum Auto zurück!“* Zitternd gelangten wir zu unserem Auto und machten uns davon.

Als der Schock einigermaßen überstanden war, konnte ich nur noch staunen. Eines war mir klar: Diese Gnade hatte uns Maria Alfonsina vom Himmel aus erwirkt. An diesem 14. Juli 2007 hat Gott mir das Leben ein zweites Mal geschenkt. Seit diesem Ereignis habe ich keine Angst mehr vor dem Tod, vor nichts und niemandem. Ich weiß jetzt, dass ich erst dann sterben werde, wenn Gott es will. Alles, was in Zukunft mit mir sein wird, geschieht nur, weil es Gottes Wille ist. Er wird mir die Kraft geben, Sein Kreuz auf mich zu nehmen. Wichtig ist nur unser Glaube. Denn Gott nimmt Sich derer an, die an Ihn glauben.“

Als Papst Benedikt XVI. 2009 das Wunder für die Seligsprechung der palästinensischen Ordensfrau Maria Alfonsina Ghattas anerkannt hatte, ordnete der Heilige Stuhl, wie es vor jeder Seligsprechung üblich ist, die Exhumierung der sterblichen Überreste an.

Der Ortsbischof übergab Abuna Nirwan, der vor seiner Entscheidung, Priester und Franziskaner zu werden, Arzt gewesen war, die Leitung der Exhumierung und beauftragte ihn, den erforderlichen medizinischen Bericht dazu zu verfassen.

Auch Maria Alfonsina hatte die treue Freundschaft ihres spanischen Lieblingsheiligen Paschalis Baylon erfahren dürfen. Täglich hatte sie drei Ave Maria zu ihm gebetet mit der Bitte, er möge sie drei Tage vor ihrem Tod wissen lassen, wann sie sterben würde, damit sie sich gut auf ihren Heimgang vorbereiten könne. Als Sr. Christine in der Nacht vor ihrem Tod bei ihr wachte, sagte Mutter Alfonsina gegen 22 Uhr: „Hörst du, wie es an der Tür klopft? Das ist der hl. Paschalis. Gestern und vorgestern hat er um dieselbe Zeit an die Tür geklopft.“ Wie sie selbst es vorhergesagt hatte, starb sie am folgenden Tag, dem 25. März 1927. Gott fügte es, dass sie am Festtag ihres geliebten heiligen Paschalis, dem 17. Mai 2015, heiliggesprochen wurde.

Zwei Jahrhundertleben

Im Oktober 2017 besuchten wir das Kloster der Karmelitinnen vom göttlichen Herzen Jesu der sel. Mutter Maria Theresia Tauscher in Ludwigsburg bei Stuttgart. Höchst außergewöhnlich beim schönen Beisammensein mit den Schwestern war, dass zwei von ihnen mit 104 und 108 Jahren heiter in der Runde saßen.

Die Oberin, Sr. Edith, erzählte uns lebhaft: „Wir sind ein Konvent ab 60 aufwärts, und es ist wirklich ein Geschenk, wie mobil unsere Schwestern sein dürfen. Manchmal denke ich: Da nun immer weniger Junge die Ordensberufung annehmen, müssen wohl unsere alten Schwestern noch ein bisschen älter werden, um betend alle mitzutragen. Tatsächlich sind die Unsrigen jeden Tag alle beim Gebet dabei und machen das Gemeinschaftsleben mit. Ja, selbst die zwei Hundertjährigen sind voll in den Klosteralltag integriert! Sr. Clara Maria mit 104 Jahren steht täglich um 5 Uhr auf, und die 108-jährige Sr. Bertholda um 6 Uhr, damit sie nur ja pünktlich in der Kapelle ist. Man spürt, wie wichtig es ihnen ist, bei allen Gebeten, Liedern und der Hl. Messe aktiv mitzutun!

Sr. Bertholda aus Schlesien, mit schwachen Beinen und schlechtem Gehör, spricht zwar nicht mehr viel, aber umso erstaunlicher ist es, wie wach sie die Dinge um sich herum wahrnimmt und den Alltag für sich im Griff hat. Sie schätzt es, ordentlich gekleidet zu sein; der Schleier muss sitzen, und gegessen wird diszipliniert.

Aber was viel wichtiger ist: Unsere Älteste, die fast 70 Jahre mit Kindern gearbeitet hat, vermag auch jetzt noch so viel zu geben! Sr. Bertholda ist eine Gebetsseele, und wenn ich ihr ein Anliegen anvertraue, sagt sie jedes Mal: *„Ich bete für Sie!“* Früher hörte man oft von ihr: *„Ach, meine Knochen tun mir alle weh, aber Buße muss sein.“* Und das ist immer noch ihr Motto: Dulden, Buße, Opferbringen! Andererseits hat es Sr. Bertholda faustdick hinter den

Ohren: Sie schummelt beim ‚Mensch-ärgere-dich-nicht‘-Spielen, und ihr treffsicherer Humor verblüfft uns genauso, wie ihre originellen Sprüche uns hellauf zum Lachen bringen. Ihr ganzes Wesen lässt Sr. Bertholda irgendwie ein Mittelpunkt der Gemeinschaft sein.“

Und Sr. Edith fuhr fort: „Ja, natürlich haben wir dann auch noch unsere liebe 104-jährige Sr. Clara Maria. Sie ist sowieso ein Phänomen, geistig voll da und zudem ganz mobil! Sie braucht keine Medikamente und hat erst seit letztem Jahr ein Hörgerät. Mittags und abends müssen wir Mitschwestern sie aus der Küche scheuchen, wo sie emsig beim Abtrocknen und Wegräumen hilft.“

Sr. Clara Maria, eine gebürtige Schweizerin aus Basel, war zeitlebens in der Kinder- und Jugenderziehung und auch als Provinzoberin tätig. Sie stellte sich mit einem verschmitzten Lächeln und fester Stimme selbst vor: „Ich bin die Zweitälteste hier im Haus. Aber ich fühle mich noch jung, wie 20, und das Leben freut mich noch. Ich habe bereits als Dreijährige in mir gefühlt, dass ich einmal ganz dem lieben Gott gehören möchte. Mit 14 habe ich bei Exerzitien innerlich deutlich gehört: *„Karmel.“* Jetzt bin ich schon 73 Jahre lang im Kloster und eigentlich immer froh und glücklich. Warum Jesus mich so lange leben lässt, weiß ich nicht. Aber es ist alles Gnade, ein Geschenk! Ich nehme jeden Tag an, wie er mir gegeben wird, und mache das Beste daraus. Ja, ich darf sagen: Unser Miteinander hier ist wirklich schön. Ich habe alle Schwestern gleich lieb und bevorzuge keine. Wir sind einfach geschwisterlich verbunden. Wenn eine etwas

trägt oder es irgendwie schwer ist, spürt man das mit. Immer Frieden halten, das ist wichtig. Das Messopfer ist mir das Kostbarste am Tag. Ja, jetzt sind es schon fast 100 Jahre, dass ich

nach der Hl. Kommunion mit Jesus spreche! Wunderbar! Vor dem Sterben habe ich keine Angst, es ist doch ein Heimgehen als geliebtes Kind zum himmlischen Vater.“

Als gelernte Näherin hält Sr. Bertholda der Liebe zur Schere die Treue. Täglich macht sie sich „nützlich“ und schnippelt zufrieden im Büro der Oberin Altpapier in kerzengerade Streifen.

Seit Jahrzehnten schreibt Sr. Clara Maria bis heute in gestochener Handschrift derart schöne, spirituell wertvolle Briefe, dass viele Wohltäter sie aufbewahren.

Für Karten an besondere Freunde stickt Sr. Clara Maria in ihrem Alter sogar noch Blumen im Stickrahmen.

Der Jongleur Gottes

Die Gnade vermag alle Lebensbereiche zu durchdringen, selbst das Milieu des Showbusiness! Paul Ponce aus Argentinien, einer der drei besten Jongleure der Welt, ist ein eindrücklicher Beweis dafür. Rund um den Globus hält er auf den namhaftesten Bühnen, in Zirkusmanegen und großartigen TV-Shows ein begeistertes Millionenpublikum in Atem. Doch seit seiner Bekehrung hat das Jonglieren für den Starartisten eine ganz neue, persönliche, ja christliche Dimension erhalten.

Heute ist sein Beruf für Paul eine Mission, und oft gibt er Gratisvorstellungen für Jugendliche, Kranke, Waisenkinder, Schüler oder alte Menschen, um anschließend seine Lebensgeschichte als Glaubenszeugnis zu erzählen.

„Ich stamme aus einer Zirkusfamilie, sechs Generationen Showbusiness. Mit sechs Jahren übte ich schon täglich zwei, drei Stunden das Jonglieren; dann als Teenager wurden es bis zu neun Stunden am Tag, oft wochenlang, ohne die geringste Verbesserung zu sehen. Aber ich hielt durch, wollte ich doch berühmt werden, um die Welt reisen, eine Menge Geld verdienen und in jeder Stadt mehrere Freundinnen haben. Diese

Ziele habe ich mit der Zeit alle erreicht. Z. B. hatte ich schon mit 16 Jahren die Ehre, bei BBC Special in London für die Königliche Familie aufzutreten, mit 18 in der berühmten Radio City Music Hall in New York und mit 19 in Monte Carlo. Großartig! Aber ich war nicht glücklich. Ich wollte immer mehr und mehr erreichen, bis etwas Schönes passierte, das meinem Leben die Wende gab: meine Firmung mit 21 Jahren.

Nach meiner Geburt in Argentinien ließen mich die Eltern in der peruanischen Hauptstadt Lima taufen, wo sie damals im Zirkus arbeiteten.

Doch eigentlich waren sie keine praktizierenden Katholiken. Meine Erstkommunion hatte ich als Neunjähriger in London. Als dann Vater, Mutter und ich gemeinsam im Kasino von Nassau auf den Bahamas auftraten - es war das einzige Mal, dass wir zehn Monate an einem Ort blieben -, bat ich in einer Pfarrei, gefirmt zu werden, dies aber nur, weil ich dachte: ‚Als Katholik gehört sich das irgendwie.‘ Der Pfarrer jedoch ließ mich zuerst einen Katechismuskurs machen. Eben diese Stunden der Firmvorbereitung sollten es dann sein, durch die ich vieles über Gott erfuhr. Je mehr ich Ihn kennenlernte, umso mehr Fragen

brachen in mir auf: über die Kirche, über Jesus und die Gottesmutter. Und auf alle diese Fragen gab es konkrete Antworten! Ich war schlichtweg überwältigt vom reichen Schatz unseres katholischen Glaubens, den ich bisher überhaupt nicht gekannt und genutzt hatte.

Unvergesslich ist mir die Zeit in Erinnerung, als ich damals anfang, allein zum Beten in die Kirche zu gehen. Meine Augen ruhten stets auf dem Gekreuzigten an einem großen Kreuz, während ich mich fragte: *„Weshalb so viele Schmerzen und Leiden?“* Bis ich betroffen verstand: Dadurch hat Jesus überströmend Gnaden und Gaben für mein persönliches Leben ausgegossen. Ich aber war weit davon entfernt gewesen, meine Pflichten als getaufter Christ zu erfüllen. Welche Erkenntnis! Er hängt dort am Kreuz aus Liebe zu mir, zu uns. Aber nicht genug damit: Geduldig und demütig wartet Er dort auf mich. Er lässt mir die Freiheit und zwingt mich nicht, Ihn zu lieben oder Ihm zu folgen. Das war eine riesige Überraschung für mich und ausschlaggebend für meine Bekehrung. Durch die Firmvorbereitung fand ich einen Frieden und eine Erfüllung, die ich als Artist in der Künstlermilieu nicht gekannt hatte. Wie dankbar bin ich Gott, auch nach vielen Jahren heute noch immer diese Erfüllung zu verspüren! Das ist allerdings nicht mein Verdienst, dahinter steht die Hand Gottes.

Auch hörte ich als 21-Jähriger erstmals, dass Jesus in der Hl. Eucharistie wirklich gegenwärtig ist. Ich konnte es kaum glauben und fragte mich ernsthaft: *„Wenn Jesus in der weißen Hostie wirklich gegenwärtig ist, wenn Er wirklich in den Kirchen ist, warum verkauft man dafür nicht Eintrittskarten wie für große Rockkonzerte? Die Kirchen, wo Gott wohnt, sollten doch überfüllt sein mit Menschen, die Jesus besuchen und zur Hl. Messe kommen.“* Mich jedenfalls berührte dies zutiefst, so dass ich mich zum täglichen Messbesuch entschloss.

Nach meiner Firmung flog ich zu Auftritten nach Monte Carlo. Täglich besuchte ich Jesus in der Kirche, am Abend war Showtime. Damals sagte ich zu Gott: *„Herr, Du hast so viel für*

mich getan. Nun will auch ich wenigstens etwas für Dich tun.“ Daraufhin stieg ich aus dem Showgeschäft aus und schenkte Gott ein Jahr als Laienmissionar. Anfangs war ich unsicher, ob ich durchhalten und es ohne die Artistenwelt schaffen würde. Doch nach zwölf Monaten Mitarbeit in französischen Pfarreien stand fest: Es war eindeutig das glücklichste Jahr meines Lebens gewesen. Unglaublich: Je mehr ich versucht hatte, Gott und meinen Mitmenschen Gutes zu tun, umso größer war meine Erfüllung geworden. So betete ich: *„Jesus, was willst Du nun von mir? Soll ich Priester werden, in einen Orden eintreten oder heiraten?“*

Eines war mir klar: Den Willen Gottes zu tun, darin würde mein Glück bestehen. Und meine Offenheit dafür schenkte mir viel Frieden. Nachdem ich mich mit meinem Seelenführer beraten hatte, stand fest: Ich sollte heiraten. *„Gut, Herr“*, betete ich also treu jeden Morgen, *„wenn Du mich zur Ehe berufst, so weihe ich Dir schon jetzt meine zukünftige Frau. Ich vertraue sie Deinem Göttlichen Herzen und dem Herzen der Makellosen Mutter an. Leite und beschütze sie! Führe sie mir zu, heute oder in zehn Jahren, wann immer Du willst.“* Die Jahre vergingen. Im Showgeschäft traf ich schöne, anziehende Mädchen, aber es wurde nie etwas daraus, denn wir teilten nicht dieselben Werte. Auch in Pfarreien und katholischen Gruppen gab es Mädchen, die mir gefielen, aber auch das klappte nicht, weil ich ja ständig auf Reisen war. Bis mir Gott die Richtige zuführte, dauerte es dann tatsächlich genau zehn Jahre. Aber das war gut so! Ich hatte eine innere Reinigung nötig. Denn im Showbusiness, wie in den Medien und in unserer Gesellschaft, werden die Frauen nicht geachtet und geehrt, wie es ihnen gebührt. Dabei sind sie doch unsere Mütter! Sie sind das Abbild der Gottesmutter.

Nur durch das Gebet, mein eucharistisches Leben und die Hl. Beichte konnte ich all die Jahre in der hektischen Welt der Artisten durchhalten, bis ich endlich Lía aus Brasilien begegnete. Sie war nicht aus dem Showbusiness, sondern hatte Abitur gemacht und überlegt, in einer katholischen Gemeinschaft Schwester zu werden.

Als wir uns Anfang des Jahres 2000 bei einem Jugendkongress in Guadalajara in Mexiko kennenlernten, lebte sie dort bereits zwei Jahre lang als Volontärin bei Schwestern mit. Sie hatte aber verstanden, dass Gott sie als tief christliche Familienmutter wollte, die ihre Liebe zu Gott und besonders zur Hl. Eucharistie mit ihrem zukünftigen Ehemann und den eigenen Kindern teilen würde. Nach diesen drei Tagen in Guadalajara musste ich zurück nach Europa, und erst nach zwei Jahren kamen wir in E-Mail-Kontakt. *„Ich bete jeden Tag den Rosenkranz“*, schrieb ich Lía. *„Ich auch“*, antwortete sie. *„Ich gehe jeden Tag zur Hl. Messe.“* - *„Ich auch“*, kam es zurück. E-Mails flogen fleißig hin und her, bis ich sie einlud: *„Es ist schön, einander zu schreiben, aber irgendwann muss man sich endlich sehen.“*

Für die allerersten zwei Wochen verabredeten wir uns in Berlin, wo ich in einer Show auftrat. Jeder Tag war ein Fest, an dem wir immer auch in eine nahe Krankenhauskapelle gingen, gemeinsam beteten und begannen, unsere Liebe der Heiligen Familie zu weihen, was wir übrigens bis heute jeden Morgen tun. Rendezvous rund um den Erdball folgten. Es war schwierig, unser Glück rein und keusch zu leben, denn wir waren Menschen aus Fleisch und Blut. Aber das war es uns wert! Wir beteten jeden Tag zusammen und versuchten, genau an diesem einen Tag Gott und einander treu zu sein. Dann kam der nächste Tag ... So schafften wir es, die Reinheit und Keuschheit zu leben, eigentlich bis heute.

Denn auch in der Ehe ist die Keuschheit, die Enthaltbarkeit eine Tugend, die es mit der natürlichen Empfängnisregelung zu leben gilt. Das lohnt sich so sehr und hilft uns sogar, einander noch tiefer zu lieben und zu verstehen.

Am 13. Mai 2005 heirateten wir in Montserrat in Spanien. Nur drei Monate später waren wir als Frischvermählte zu unserer großen Überraschung eingeladen, für Papst Benedikt beim Weltjugendtag in Köln zu jonglieren. Der Heilige Vater erteilte uns sogar seinen päpstlichen Segen. Wieder drei Monate später, wir traten gemeinsam in verschiedenen Shows auf, sagte mir Lía, dass wir unser erstes Kind erwarteten. Es sollte in Spanien geboren werden, wo wir unser Zuhause haben. Doch der Showvertrag in Berlin wurde verlängert, so dass Pablo, unser Erstgeborener, genau in jenem Berliner Krankenhaus zur Welt kam, in dessen Kapelle wir Verliebte täglich gebetet und unsere Liebe der Heiligen Familie geweiht hatten. Eineinhalb Jahre später, wir traten in Amsterdam mit dem Zirkus *„Cirque du Soleil“* auf, wurde José geboren. Nur ein Jahr später im Mai kam in Portugal, am Fatimatag, Lili zur Welt, und die zwei Jüngsten dann in Spanien und Mexiko. Mit uns Eltern aus Argentinien und Brasilien ist Familie Ponce also wirklich *„katholisch“*, weltumspannend! Wir sehen es als unsere schöne Berufung vor Gott an, als Familie um die Welt zu reisen, wo ich für Shows gebucht bin, um gemeinsam Zeugnis für das christliche Leben im Alltag abzulegen, mit täglichem Messbesuch und Familienrosenkranz.“

Hauptquelle: Int. Eucharistischer Kongress 2016, Cebu City
(weitere Quellen siehe S. 34)

Das Ehepaar Ponce hält gemeinsam auch Vorträge für Jugendliche und Erwachsene über das christliche Verständnis von Liebe und Sexualität. Natürlich folgt immer auch ein meisterhafter Jongleur-Auftritt. Und weil „der Apfel nicht weit vom Stamm fällt“, sind die Ponce-Kinder, die homeschooling erhalten, als siebte Artistengeneration auf der Bühne oft mit von der Partie.

Tröstet, tröstet mein Volk

Das Universum, das größte Meisterwerk künstlerischen Schaffens, ist aus der Liebe des Schöpfers hervorgegangen. Deshalb empfindet jeder, der mit offenem Herzen die Schöpfung betrachtet, etwas von der göttlichen Liebe, die sie hervorgebracht hat. Ganz ähnlich ergeht es dem Zuhörer des „Messias“, einem der bekanntesten Oratorien der Barockmusik. Wer spürt nicht etwas vom Osterjubel, wenn er das „Halleluja“ hört oder die Liebe des Guten Hirten beim Duett „Er weidet seine Herde“? Doch muss man wissen: Die gnadenhafte Wirkung dieses Werkes ist die Frucht tiefen Leidens.

Georg Friedrich Händel, 1685 in Halle an der Saale geboren, war schon als Kind ein musikalischer Wunderknabe. Er schrieb mehr als 40 Opern, 25 Oratorien, Kirchenmusik für den englischen Hof sowie zahlreiche andere Orchesterwerke. In London, wo er bis zu seinem Tod 1759 lebte, leitete er sogar ein eigenes Opernhaus. Die musikalischen Inspirationen überstiegen allerdings die körperlichen Kräfte des Genies, so dass er mit 52 Jahren inmitten seines Schaffens einen Schlaganfall erlitt. Mit eisernem Willen erkämpfte er sich seine Gesundheit zurück, und als er nach wenigen Monaten von Aachen nach London zurückkehrte, schien es ihm, als sei er aus der Totenwelt herausgetreten. Ohne sich zu schonen, stürzte sich der Komponist und Dirigent erneut in die Arbeit.

Nur vier Jahre später kam ein neues, noch schlimmeres Leiden über ihn. Während eines strengen Winters musste er so viele Vorstellungen absagen, dass er seine Musiker nicht mehr bezahlen konnte. Der Erschöpfungszustand, den zuvor sein Körper durchgestanden hatte, erfasste jetzt sein Gemüt. Händel fiel in eine tiefe Depression und fragte sich unentwegt, warum er überhaupt noch lebte. Als er am 21. August 1741 wie so oft zu später Stunde niedergeschlagen nach Hause kam,

lag ein Bündel beschriebener Blätter vor seiner Tür, obenauf ein Brief des Dichters Charles Jennens, der die Texte für die zuletzt von Händel komponierten Oratorien verfasst hatte. Darin stand geschrieben: „Ich hoffe, Sie, der große Meister, werden sich meiner armseligen Worte erbarmen.“ Händel starrte auf das Bündel Papier, auf dem in großen Lettern der Titel des neuen Werkes stand: „Der Messias“. Dann las es weiter: „Tröstet, tröstet mein Volk!“ Diese Worte trafen ihn wie ein Blitz. Kaum hatte er sie gelesen, hörte er innerlich schon die Musik dazu. Es war, als hätte Gott persönlich zu ihm gesprochen und dabei sein Inneres zu neuem Leben erweckt. Sofort griff er zu Papier und Feder und begann die Partitur niederzuschreiben. Tag und Nacht arbeitete Händel fieberhaft und in unvorstellbarer Geschwindigkeit, bis nach nur 24 Tagen die Partitur des gewaltigen Oratoriums vollendet war.

Am 13. April 1742 dirigierte er selbst in Dublin die Uraufführung. Bis ins hohe Alter führte er dieses Meisterwerk immer wieder auf, doch aus Dankbarkeit für die „Auferstehung“, die er selbst dabei erlebt hatte, spendete er den Ertrag seiner Konzerte stets wohlthätigen Zwecken. Denn er war sich bewusst: „Der Messias“ hatte ihn aus seiner inneren Nacht erlöst und ihm das Leben neu geschenkt.

„Ich weiß, dass mein Erlöser lebt“

Aber nicht nur Händel wurde begnadet, um das Oratorium schreiben zu können, sondern auch viele Zuhörer erleben seither die besondere Gnade des „Messias“, ebenso die Musiker, die ihn spielen dürfen. Eine von ihnen ist die weltberühmte australische Opernsängerin Joan Sutherland, die 1962 vom Londoner Synchronorchester engagiert worden war, das Sopransolo „**Ich weiß, dass mein Erlöser lebt**“ zu singen. Bekannt für ihre Perfektion, sang sie gleich beim ersten Mal in der Probe fehlerlos ihren Part, doch der Dirigent, Sir Adrian Boult, bat sie mit einem Lächeln, die Arie zu wiederholen. Joan bemühte sich erneut und sang sicher, doch Sir Boult war noch immer nicht zufrieden. Ein drittes Mal sang sie mit ihrem brillanten Sopran.

Da ja bei der Probe kein Publikum anwesend ist, applaudierte das Orchester. Aber auch dieses Mal sollte es nicht genügen. Ungeduldig und leicht verärgert fragte sie, was sie denn noch verbessern solle. Mit leiser Stimme antwortete der Dirigent: „**Sie haben gesungen: ‚Ich weiß, dass mein Erlöser lebt‘, aber ich habe in Ihrem Gesang nicht gespürt, dass Er lebt. Lebt Gott wirklich für Sie?**“ Joan sang den Part erneut, dabei liefen die Tränen über ihre Wangen, und nicht nur sie weinte. Auch die Musiker waren von der Gnade derart ergriffen, dass man die Generalprobe abbrechen musste. Allen blieb diese außergewöhnliche Probe lebendig in Erinnerung, und viele schickten an diesem Tag noch ein inniges Gebet zum Himmel.

Einem Bewunderer des „Messias“ antwortete Händel nach einer Aufführung: „Ich würde es bedauern, wenn das Oratorium meine Zuhörer nur unterhalten würde; ich wünschte sie besser zu machen.“

Wenn der Gnadenfunke überspringt

Ja, das war von Anfang an das Ziel unserer Theatermission in Nitra in der Slowakei: Gnade zu vermitteln. Wie unerwartet und reich Gott den enormen Einsatz belohnt, mit dem Schüler und Lehrer des bischöflichen Gymnasiums dabei zusammenwirken, ist zum Staunen.

Oder ist es üblich, dass Zuschauer nach einer Theatervorstellung beichten wollen?

Die alle zwei bis vier Jahre stattfindenden Theaterprojekte gehören mittlerweile untrennbar zum schulischen Leben des katholischen Gymnasiums der hll. Cyrill und Method in Nitra. Was 1991 mit schlichten, aber inhaltstiefen Weihnachtsspielen in einer Kirche begann, hat sich zu eindrucksvollen Bühnenproduktionen im großen Stadttheater „gemausert“: Die ca. 5000 Zuschauer, die die Stücke jeweils sehen, sind begeistert, was die 130-köpfige vor und hinter der Bühne agierende Schülertruppe „rüberbringt“, wenn sie ihnen in einer ganz eigenen Form des Musiktheaters aus Spiel, Tanz und Gesang von den Heiligen erzählt.

Nun kam im Frühjahr 2018 unter dem Titel „Gedenke meiner“ die Geschichte des jungen französischen Polizistenmörders Jacques Fesch auf die Bühne (vgl. Triumph des Herzens Nr. 79), der während seiner letzten Monate im Gefängnis tief zu Gott fand. Auch diesmal gelang es in acht Vorstellungen, die Zuschauer im geübten Wechsel zwischen actionreichen, heiteren und dramatischen Szenen mitzureißen. Sogar der Direktor des Theaters, Jaroslav Dóczy, meinte anerkennend: *„Hut ab vor dieser Aufführung, von der man nicht denken würde, dass da Amateure auf der Bühne standen; die Menschen waren zu Tränen gerührt. Ich kann nicht sagen, dass es ein Amateurstück war, es war wirklich eine professionelle Leistung.“*

Äußerer Erfolg und hohes Niveau an Professionalität standen für die Schwestern der Familie Mariens, die als Lehrerinnen und Erzieherinnen stets Regie führen und die aufwendigen Vorbereitungen

leiten, jedoch nie im Vordergrund. Von Anfang an ging es um Mission. Erstes Anliegen ist es, die Herzen näher zu Gott zu bringen, jene des Publikums ebenso wie die ihrer eigenen Schüler! Die aber, das wissen die Missionarinnen, sind mehr denn je von tausend weltlichen Ablenkungen wie absorbiert. Damit die Liebe Gottes die Seelen wirklich berühren kann, braucht es viel Gebet - dieses ist sozusagen der Hauptakteur der Theaterprojekte. Vor allem werden auch die Schüler selbst zum Gebet geführt: Auf das Rosenkranzgeheimnis vor jeder Probe wollen sie von sich aus gar nicht mehr verzichten, denn sie spüren, dass es ihnen Ruhe und Kraft schenkt; und sie sehen ein, dass die spirituelle Botschaft des Theaterspiels nur mit dem Segen Gottes beim Publikum ankommen wird. Es ist ein schönes Bild, wenn die Jugendlichen einander vor der Aufführung fröhlich ein Segenskreuz auf die Stirn zeichnen.

Auch beim letzten Stück schätzten es die Schüler sehr, dass in diesem heiteren Gebetsgeist klassenübergreifend eine wunderbare Gemeinschaft entstand. Durch die intensive Arbeit in vielen freiwilligen Nachmittagsstunden lernte man sich kennen, knüpfte Freundschaften und entdeckte neue Talente: beim Einstudieren von Liedern und Tänzen, beim Herstellen aufwendiger Kostüme und Requisiten vom rauschenden Ballkleid bis zum Fallbeil. *„Man spürte“*, freuen sich die Schwestern, *„wie sehr alle einander stützten. Niemand war wichtiger, nur weil er in mehreren Szenen auftrat und der andere ‚nur‘ im Chor sang.“* Und diese selbstlose Haltung ist natürlich ein wichtiger Garant, dass die Gnade fließen kann!

Jacques Fesch - ein rechter Schächer unserer Zeit

Als Handlung des Projekts 2018 entschieden sich die Schwestern für das ergreifende kurze Leben des jungen Franzosen Jacques Fesch, dessen Seligsprechungsprozess eingeleitet ist, obwohl er 1957 mit nur 27 Jahren wegen Mordes zum Tod verurteilt wurde:

Der reiche Pariser Bankierssohn lernt durch Mangel an Erziehung und Verständnis seitens seiner Eltern nie, was Verantwortung und wahre Liebe bedeuten. Die Beziehung mit der jungen Pierrette, die ihm eine Tochter schenkt - Veronique, die er sehr liebt -, scheidet bald trotz standesamtlicher Heirat. Um sich seinen Traum von einer Yacht zu erfüllen, begeht der kaum 24-Jährige einen Raubüberfall, der missglückt: Auf der kopflosen Flucht erschießt er unbeabsichtigt einen Polizisten. Im Gefängnis, wo ihm die Todesstrafe droht, beginnt nun dank eines Priesters Jacques' mühevoller Aufstieg aus der Verzweiflung hin zum Licht des Glaubens und zur Vergebung Gottes. Er liest viel und entdeckt den „Kleinen Weg“ der hl. Theresia von Lisieux, die ihm zur geistlichen Führerin wird. Voll Reue

übergibt er Jesus sein verpfushtes Leben und bemüht sich, die Gnade des Glaubens auch an seine Familie, vor allem an seine Frau Pierrette, weiterzuschicken, die er ganz neu zu lieben beginnt.

Nach seinem Todesurteil weiß Jacques: **„Ich habe nur zwei Möglichkeiten: Entweder ich rebelliere, oder ich werde Mönch.“** Der einst undisziplinierte junge Mann entschließt sich zu einem Leben der Buße, in dem jeder Augenblick fruchtbar werden soll, vor allem der letzte: **„Mein Tod wird nicht sinnlos sein. Ich opfere ihn für alle auf, die ich liebe.“**

Der Titel des Stücks „Gedenke meiner“ greift die Worte des rechten Schächers Dismas an den sterbenden Erlöser auf, die auch Jacques voll Vertrauen an Ihn richtet und gewiss ist, **„dass Er mich sofort ins Paradies führen wird“**. So lautet die Botschaft des Stückes klar: Bei Gott ist nichts verloren, Er verlässt uns nie, egal wie groß unsere Sünden sind. Wenn wir auf Ihn vertrauen, dürfen wir auf ewiges Glück hoffen, wenn auch der Weg über das Kreuz führt.

„Er ist jetzt mein Freund“

Bei diesem Stück gab es eine echte Neuheit: Erstmals wirkten sogar drei Lehrer mit; ein Mathematiklehrer spielte Jacques' Vater. „Spannend“ wurde die zweimonatige Probenzeit durch eine Grippewelle unter den Schülern, und am Ende musste die Premiere noch um zwei Wochen vorverlegt werden, so dass man nicht wusste, ob man mit allem rechtzeitig fertig werden würde! Umso leichter fiel dafür die Wahl des Hauptdarstellers: Dominik Pecho, ein Junge mit viel Einfühlungsvermögen und Spontaneität und vor allem einer sehr guten Stimme. Durch

das Gebet, die intensive Textarbeit und die Entdeckung mancher Gemeinsamkeit mit „seinem“ Jacques wurde ihm der Franzose immer mehr „nahe“, was ihm enorm half, seine Rolle zu verinnerlichen und eindrücklich zu verkörpern. Heute freut sich Dominik über die lebendige Beziehung zu ihm: **„Er ist jetzt mein Freund und wird das immer bleiben.“**

Ein besonderes Erlebnis hatte die Darstellerin von Jacques' Ehefrau Pierrette, Lea Galová, während einer Aufführung. Als sie hinter dem

Vorhang Dominik zuhörte, der als Jacques auf der Bühne über sein Leben voller Sünden, seine Reue und Hoffnung auf ewiges Leben sang, sagte sie plötzlich mit Tränen in den Augen zu einer unserer Schwestern, die neben ihr stand: „Schwester, am liebsten wäre ich schon im Himmel.“ Später gestand Lea über diesen Moment: „Es war, als ob der Herr durch die Liedtexte zu mir sagen würde: ‚Ich möchte deine Sündhaftigkeit, die ganze Tiefe deines Herzens. Ich möchte dich genau so, wie du bist. Ich möchte dich im himmlischen Königreich haben. Ich warte auf dich, und schon jetzt vergebe Ich dir alles.‘ Ich spürte tiefen Frieden und unendliches göttliches Wohlwollen, eben Seine Barmherzigkeit, die mit nichts zu vergleichen ist. Auch wurde mir bewusst,

was Jesus mir mit diesem Theaterspiel alles geschenkt hatte: viele Freunde, geistige Ratgeber, die Entdeckung bisher noch nicht entdeckter Gaben, und Er gab mir die große Gelegenheit, Ihm näher zu kommen. Ich hoffe, dass der Segen, den wir durch das Spiel empfangen haben, für immer in uns bleibt.“ Bleibende Früchte des Spiels erwartet sich auch der ehemalige Mathematiklehrer Milan Gálik, der gestand: „Meine Güte, was haben wir gestern im Theater geweint - Tränen des Glücks und der Freude! Es war ein vollwertiges künstlerisches Erlebnis und eine tiefe geistige Botschaft. Ich bin davon überzeugt, dass alles, was in diese jungen Menschen gesät wurde, einst die Umgebung ernten wird, in der sie wirken werden.“

Beicht-Mission nach dem Theater

So möchten wir Euch zum Schluss noch von einem Zuschauer berichten, für den das Stück ganz bemerkenswerte Früchte hervorbrachte. Ľuboš Matúš, ein Kaplan aus der Diözese Trnava, war mit einer Gruppe Gemeindemitarbeiter zur Vorstellung gekommen. Er bezeugte: „Es war für mich ein sehr intensives geistliches Erlebnis; die Gnade, die Gott durch diese Aufführung mitteilte, war deutlich wahrnehmbar. Mehrere Besucher, mit denen ich nach der Vorstellung gesprochen habe, machten dieselbe Erfahrung wie Jacques Fesch - eine Berührung Gottes, die spürbare Nähe der hl. Theresia von Lisieux und

die Sehnsucht nach Heiligkeit. Ja, das dramatische Geschehen auf der Bühne wirkte sich im Inneren der Seelen aus, dann aber auch draußen im realen Leben auf dem Platz vor dem Theater: Denn unmittelbar nach der Vorstellung baten mich dort drei Personen um die Hl. Beichte.“ Ob es Eltern waren, denen im Blick auf Jacques' Eltern die eigenen Versäumnisse bei der Erziehung ihrer Kinder aufgegangen waren? Diese unerwartete Gnade führte freilich dazu, dass der Priester für seine Gruppe längere Zeit unauffindbar war und sich die Abfahrt verzögerte, bis er nach getanem Dienst schließlich wieder auftauchte.

Karol Žák, Direktor des Gymnasiums der hll. Cyrill und Method, lobte: „Es ist ein Spiel, das seine Botschaft hat. Die jungen Menschen heute suchen die Wahrheit und ihren Lebensweg und wissen nicht, wo sie sie finden können. Ich denke, eine solche Vorstellung kann eine Antwort darauf geben. Viele Zuschauer meldeten sich nach den Aufführungen und drückten ihre Dankbarkeit für die beeindruckende Geschichte aus, ebenso wie ihre Bewunderung für die quasi professionelle Schauspielkunst, die wunderschöne Musik, die unter die Haut ging, die Choreographie und die tänzerische Leistung der Schüler.“

Lubomír Hlad, Dozent und Rektor des Pastoralzentrums der Universität Nitra, ergänzte: „Eine bewundernswerte Leistung ist für mich die Organisation einer so großen Anzahl von Mitwirkenden. Es ist ein außergewöhnlicher Augenblick, wenn sich das alles zusammenfügt. Der zentrale Teil des Stückes war für mich die Szene im Gefängnis, diese Augenblicke der geistigen Umwandlung von Jacques Fesch. Das war für mich sehr stark.“